

# Zittauer Geschichtsblätter

Herausgegeben vom Zittauer Geschichts- und Museumsverein

Nummer 5 — Jahrgang 1925

## Johann Christian Teich, ein sächsischer Dorfphilosoph.

Von Reinhold Mitter, Zittau.

Wer mit der Bewohnererschaft unserer sächsischen Dörfer, wie sie sich noch vor ungefähr 30 oder 40 Jahren zeigte, bekannt geworden ist, der wird die Erfahrung gemacht haben, daß unter ihr hier und da merkwürdige Einzelpeisonlichkeiten lebten, die sich in mehr als einer Hinsicht von der Masse ihrer Mitbewohner scharf abhoben. Schon ihr äußeres Aussehen reizte bald die Aufmerksamkeit des guten Beobachters. Diese Leute zeichneten sich meist durch eine hagere Gestalt und ein langes, schmales Gesicht aus, dem ein Paar lebhaft, von mächtigen Stirnwülsten überschattete Augen und eine kühn gebogene Adernase einen ganz besonderen Reiz verliehen. Unter ihren Mitbewohnern galten sie oft als Sonderlinge, weil ihre tiefer veranlagte Seele und eine heiße Sehnsucht nach Wissen und nach Aufklärung über die dunklen Rätsel dieses Erdenlebens sie vielfach abseits von dem gewöhnlichen Treiben des Dorfes hielten, sie viel lesen ließen und zum eigenbrüderischen Grübeln über Gott, Welt und die eigene Seele trieben. Ihrem Berufe nach waren sie meist Schuhmacher, Schneider oder Leineweber, und die Art dieser Handwerke förderte nicht wenig ihr von Natur schon zum Sinnen und Nachdenken geschaffenes Wesen. Es ist das Urbild des Dorfphilosophen, das sich in diesen Leuten zu erkennen gibt, die der besinnliche Menschenfreund mit der gleichen Liebe und inneren Freude aufsucht, mit der etwa ein Botaniker eine wertvolle, seltene Pflanze behandelt. Der bedeutendste Vertreter unter all diesen vollkommen eigengewachsenen Philosophengestalten ist ohne Zweifel der 1575 in dem Dorfe Altweidenberg geborene und 1624 in Görlitz verstorbene Schuster Jakob Böhme, dessen Schriften gar bald europäische Bekanntheit erlangten und der wohl immer als eine Zierde unter den großen Denkern Deutschlands gelten wird.<sup>1)</sup>

Da aber die meisten dieser Dorfphilosophen sich in keiner Weise schriftstellerisch betätigten, so ging nach deren Tode bald jede Erinnerung an sie verloren, wenn nicht vielleicht eine Ortsgeschichte ihr Andenken durch eine kurze Bemerkung festhält.

Es ist deshalb recht erfreulich, daß dem Zittauer Geschichts- und Museumsverein zwei handschriftliche Bände übergeben wurden, die uns in das Leben, die geistige und sittliche Entwicklung und in die Welt- und Lebensanschauung solch eines eben gekennzeichneten Dorfphilosophen einen umfassenden Einblick gewähren. Sie befinden sich gegenwärtig im Besitze eines Urenkels des Philosophen, des Herrn Generaldirektors Georg Teich in München. Er war so liebenswürdig, die wertvollen Handschriften durch gütige Vermittlung des Herrn Dr. Eberhard Leupold, Zittau, dem hiesigen Geschichts- und Museumsverein zur Bearbeitung zu überlassen. Beiden Herren sei an dieser Stelle für ihre Freundschaft herzlich gedankt.

Die zwei stattlichen Bände, von denen der eine 199, der andere 114 Quartseiten stark ist und die beide, in starkes graues, bzw. braunes Papier eingebunden und mit Schweinslederrücken versehen, vorliegen, sind selbstverfaßte und selbst niedergeschriebene Lebenserinnerungen eines Bewohners des Dorfes Großharthau bei Bischofswerda. Er hieß Johann Christian Teich und war von Beruf Weber.

Der erste, umfangreichere Band (im folgenden Band 1 genannt) führt den Titel:

„Mangelhaftigkeit und Unvollkommenheit des menschlichen Wesens, Eine simple Erzählung aus dem Gange der Schicksale, Eines in der niederen Volksklasse gebornen, erzogenen, und abgelebten, von ihm selbst beschrieben.“

Niedergeschrieben wurde dieses Schriftstück, wie ein Bleistiftvermerk auf dem Titelblatte besagt, um das Jahr 1818.

Der zweite Band (im folgenden Band 2 genannt) trägt die Ueberschrift:

„Das Trübste Jahr meines Lebens, beschrieben in einer simplen Erzählung von Johann Christian Teich, Altweiden in Harthau in den Jahren 1813. 14. u. 15.“<sup>2)</sup>

Der äußere Lebensgang unseres Dorfphilosophen bietet wenig Bemerkenswertes. Er verläuft höchst einfach. Infolgedessen soll er nach den beiden Handschriften in folgenden wenigen Sätzen dargestellt werden.

Johann Christian Teich wurde am 15. Februar 1763 in Kleinharthau als Sohn eines Kleingärtners geboren.<sup>3)</sup> Der Vater unterrichtete den Knaben frühzeitig im Schreiben und Rechnen und seine Mutter im Lesen. Leider starb die letztere schon im Jahre 1771. Nach zweijähriger Wittwenzeit heiratete sein Vater wieder. Dieser war übrigens ein eigenartiger Mensch, der wohl fleißig zu arbeiten verstand, dem aber jeder Sinn für Wirtschaftlichkeit, Ordnung und Reinlichkeit abging. Diese zweite Ehe gestaltete sich jedoch höchst unglücklich. Die Stiefmutter entpuppte sich als eine böse Frau, die die Familie tyrannisierte und besonders Johann Christians kleinen Bruder fürchtbar quälte. Nach zwölfjähriger Ehe starb auch sie. Die Volksschule bot unserm Johann Christian, der schon vor seinem Eintritt in diese lesen, schreiben und ein wenig rechnen konnte, viel aus dem Kleinen Katechismus Luthers gelehrt hatte und sich überaus wißbegierig zeigte, sehr wenig. Nach seiner Konfirmation, die dem frommen und gescheiten Knaben eine große Enttäuschung brachte, weil ihm vom Pfarrer wohlhabendere Konfirmanden absichtlich in wenig christlicher Weise vorgezogen wurden, lernte er das

<sup>1)</sup> Die Titel der beiden Bände wurden in der Rechtschreibung und Zeichensetzung der Urschriften wiedergegeben, alle folgenden wörtlichen Anführungen aus dem Text aber in die neuzeitliche Schreibweise übertragen.

<sup>2)</sup> Sein Geburtshaus stand, wie aus einem Bleistiftvermerk auf der letzten Seite von Band 1 hervorgeht, den ein Enkel des Verfassers, der Amtsstrafenmeister Heinrich Traugott Teich, gemacht hat, in der Nähe der jetzigen Eisenbahnhaltestelle Großharthau an der Bahnstrecke Bischofswerda—Dresden.

<sup>1)</sup> Siehe Neues Lausitzisches Magazin 1924, Band 100: a) Curt Adler: Zur Feststellung der Geburtsstätte Jak. Böhmes in Altweidenberg; b) Rich. Teich: Die Lebensumstände Jak. Böhmes; c) Felix Voigt: Beiträge zum Verständnis Jak. Böhmes.

Leineweberhandwerk. Im Jahre 1788 ließ er sich für die sächsishe Armee als Soldat anwerben, der er bis Ende Oktober 1792 angehörte. Während der monatelangen Urlaubszeiten, die in der damaligen Armee üblich waren, arbeitete er als Leinewebergeselle bei mehreren Faktoren oder Fabrikanten, um sich Geld zu verdienen und für seine Verheiratung zu sparen. Diese erfolgte im Winter 1794 mit der Tochter eines Häuslers in Großharthau mit Namen Rosina. Höchst armelig war sein Einzug in das Haus seines Schwiegervaters. Eine alte Lade, die er von seiner Mutter ererbt hatte und die all seine Habseligkeiten enthielt, fuhr er an einem Sonntag auf einem geborgten Schiebedock nach seinem neuen Heim. Seine Ehe mit Rosina gestaltete sich nach und nach sehr unglücklich, da sein Schwiegervater ein „grober, schmächtig, rechthaberischer und tadelnächziger Mensch“ war und Rosina sich bald ganz auf die Seite ihres Vaters stellte und nun mit diesem zusammen unserm Philosophen das Leben recht verbitterte. Mit Geduld und Ausdauer überwand er aber alle Schwierigkeiten, arbeitete fleißig an seinem Brustübel, das ihn zwang, Haus und Wirtschaft seinem Sohne zu überlassen<sup>1)</sup> und sich nach einer körperlich wenig anstrengenden Beschäftigung umzusehen. So wurde er im Frühling 1817 Gemeinbediener seines Ortes. Um das Jahr 1825 mag er gestorben sein.

Die beiden handschriftlichen Bände, die unser Dorfphilosoph hinterlassen hat und in denen er sein Leben, das wir heben mit wenigen Strichen gezeichnet haben, in aller Ausführlichkeit schildert, enthalten so vieles, was wirklich wert wäre, in irgend einer Form veröffentlicht zu werden. So versteht es Joh. Chr. Teich mit einer gewissen Meisterschaft, ein treffendes Charakterbild von Menschen zu geben, mit denen er längere Zeit zusammenzuleben gezwungen war. Die Schilderung seines Schwiegervaters z. B. ist außerordentlich anschaulich, lebenswahr und treffend. Die Darstellungsfunktion unseres Dorfphilosophen läßt diese ewig brummende, rechthaberische, schmähende, fluchende und tadelnde, feisende und zankende Dorfgestalt ganz lebensfrisch vor unsern Augen erstehen.

Aber Joh. Chr. Teich hebt nicht nur das Schlechte, Schattenhafte und Dunkle am Charakter dieses Mannes hervor, der ihm doch jahrelang das Leben sauer genug gemacht hatte, nein, er vergißt nicht, auch die guten Seiten dieses merkwürdigen Alten zu beleuchten. Es ist überhaupt seine Eigenart — und hierin zeigt sich ganz besonders seine philosophische Veranlagung — daß er bei der Betrachtung und Beurteilung von Dingen, Menschen und Zuständen nie einseitig und oberflächlich verfährt, sondern alles von den verschiedensten Seiten aus betrachtet und überall in die Tiefe zu dringen versucht.

Besonderer Wert aber kommt sicher allen jenen Stellen der beiden handschriftlichen Bände zu, in denen Teich seine Erlebnisse aus den Jahren 1812 bis 1815 schildert. Sie verdienen sogar, im Geschichtsunterricht unserer Volksschulen verwendet zu werden; denn eine so lebenswahre Veranschaulichung all der Drangale, die die Napoleonischen Kriege über unser engeres Vaterland brachten, wie sie unser Dorfphilosoph gibt, dürfte selten zu finden sein.

Mit all dem will sich aber unser Aufsatz nicht weiter befassen. In ihm soll vielmehr die innere Entwicklung Joh. Chr. Teichs dargestellt und besonders das hervorgehoben werden, durch das sich dieser einfache Mann ungemein hoch über seine Mitmenschen, unter denen er lebte, durch unablässiges Arbeiten an sich selbst emporgehoben hatte.

Will man den inneren Entwicklungsgang, das gesamte Denken und Streben unseres Dorfphilosophen kurz kennzeichnen, so geschieht dies am besten mit dem Worte Goethes: „Wir bekennen uns zu dem Geschlecht, das aus dem Dunklen ins Helle strebt.“

In Band 1 gibt er eine Schilderung seines ständigen Drängens und Suchens nach Licht, seiner manchmal recht qualvollen Versuche, seinen Geist von dem zu befreien, was er als Schwachheit und Unzulänglichkeit, als Aberglauben und Irrtum erkannt hatte. Am Ende dieses Bandes aber legt er sich in ausführlicher und mehrfach recht bedeutamer Weise Rechenschaft ab über alles, was er erstrebt und erreicht hat.

Besonders wertvoll ist auch der Schluß von Band 2, in dem Teich seine philosophischen Betrachtungen über die Bedeutung der menschlichen Leiden niedergelegt hat.

Gerade in den beiden Schlußteilen lernen wir ihn als einen echten Weisen kennen, der trotz seines niederen Standes fähig war, Welt und Menschen von ziemlich hoher geistiger und sittlicher Warte zu betrachten und sich vor allem auf religiösem Gebiete ein eigenes Urtheil zu bilden.

Dieses Urtheil zeigt sich natürlich wesentlich bestimmt durch den Geist der Zeit, in dem Teich lebte. Er sagt selbst an mehreren Stellen seiner zwei Schriften, daß er außerordentlich viel gelesen habe, und zwar außer geschichtlichen, astronomischen und geographischen Büchern besonders solche, die von Philosophen und „helldenkenden Theologen der neueren Zeit“ verfaßt waren. Es ist der Geist des Rationalismus, der Aufklärung, der damals herrschte und in den sich unser Dorfphilosoph nach und nach einlebte und den er sich zu eigen machte.

Trotz dieser rationalistischen Einstellung zur Religion blieb aber Teich ein wahrhaft frommer Mensch, und diese aufgeklärte, gewissermaßen vernunftgemäße Frömmigkeit, zu der er sich durchgerungen hatte, machte ihn in seinem Alter *u n s e r g l ü c k l i c h*. Es sind wirklich bemerkenswerte Aussprüche, in denen er von dem gemommenen Glück seines Herzens Kunde gibt und die es wohl verdienen, daß sie hier zum Abdruck kommen.

In Band 1 Seite 166 schreibt unser Philosoph:

„Ich fing an, gesunde Vernunft zu studieren. Es ging ein neu groß Licht in meiner Seele auf, und die Gottheit zeigte sich mir in einer ganz anderen Gestalt, als ich von Jugend auf war gelehrt worden, und Wahrheiten drängten sich mir an, welche eine glückliche Umfassung in meinen Ideen bewirkten. Und ich bestieg den Aberglauben.“

Band 1 Seite 168 folgt dann eine einzig schöne Stelle: „Sontel kann ich sagen, daß ich mich seit dieser Umwälzung der Meinungen in meinem geistigen Zustande ganz glücklich fühle. Ich fühle es, welch Glück es ist, Mensch zu sein und Vernunft zu haben und zu wissen, daß ich Gottes Lieblingsgeschöpf bin. Frei stehe ich nun hier in seiner schönen Schöpfung. Ich verehere eine Gottheit, welche hoch über alle menschliche Begriffe erhaben ist, welche mein Verstand so wenig faßt, als meine Zunge auszusprechen vermag, die aber weise und gerecht ist. Für mich brennt keine Hölle; kein unbarmherziger, unerbittlicher Richter, welcher auch zugleich Ankläger ist, wartet meiner jenseit des Grabes. Ich werde fortauern, fortleben nach meiner Entlebung; werde eine Seligkeit genießen, je nachdem ich hier fähig geworden bin, selbige zu genießen. Mit Freuden erwarte ich meine Auflösung, sie komme heut' oder morgen. Meine Sache ist entschieden.“

Aus dieser tiefreligiösen Grundstimmung heraus erwachsen dem einfachen Manne seelische Schätze, um die man ihn beneiden muß, weil sie so selten unter den Menschen, ja selbst unter Philosophen zu finden sind. Es sind dies ein bestimmter *seelischer Gleichmut*, eine stille *Ergeheneheit* selbst unter die widrigsten Geschehnisse und die *Fähigkeit*, im Unglück nicht zu verzagen, sondern aus allen Wechselfällen des Lebens für die *höheren Entwicklung seines Innern* zu lernen.

Diese Eigenschaften zeigen sich als seelische Anlagen schon in den Knabenjahren unseres Dorfphilosophen. Sie reifen dann später zu voller Frucht, und das Bewußtsein, sie zu besitzen und ihnen gemäß gelebt zu haben, gibt ihm im Alter Ruhe und stille Befriedigung, obwohl er körperlich immer schwächer wird, so daß er sein Handwerk, die Weberei, nicht mehr auszuüben vermag und sogar die Flöte, sein Lieblingsinstrument, das ihm ehemals so viel Freuden schaffte, für immer beiseite legen muß.

Die ganze Freude und den Stolz seiner Seele darüber, daß es ihm möglich geworden war, sein Leben trotz aller Leiden, die ihm und den Seinen widrige Geschehnisse, die schwerere

<sup>1)</sup> Das geschah im Jahre 1811; s. Band 1 Seite 115.

Hand der Napoleonischen Kriege und monatelanges Kranken- und Siechtum brachten, so zu gestalten, wie es als vernunftgemäßes Ideal in seiner Seele lag, lesen wir aus seinen Worten, die er in Band 1 Seite 151 niedergeschrieben hat:

„Bei alledem bin ich aber niemals verzagt gewesen. Eine innere Hoffnung, doch einmal über die Widerwärtigkeiten zu siegen und bessere Zustände zu erleben, hat mich immer aufrecht erhalten und mit meinen Leuten tapfer wider die schweren Auflagen gekämpft und sind immer Sieger geworden. Nie habe ich mich der Unzufriedenheit und den Klagen über Druck und Leiden oder unnützem Räkonnieren und unbefugtem Tadel über allgemeine Auflagen oder politische Unordnungen überlassen. Vielmehr habe ich meinen Leuten Trost zugesprochen, und wenn einmal eine schwere Post getilget war, gestreuet, daß ich's insstande war wie einer, der einen schwereren Prozeß gewonnen.“

Wer so denkt und handelt, wie es aus diesen schlichten und schönen Worten Joh. Chr. Teichs hervorgeht, den belebt wahrer Philosophengeist, ist ein Weiser im Sinne fruchtbringender Lebensgestaltung. Nicht Zahl und Fülle von Kenntnissen auf dem Felde der Philosophie machen allein den Philosophen aus. Höher als sie hat man immer die Fähigkeit geschätzt, aus diesen den rechten Geist zu atmen und die rechten Lehren zu ziehen, um Gesinnung, Seele und Leben im höhermenschlichen Sinne zu beeinflussen.

Etwas aber zeichnet den stillen Denker hinter dem Weibstuhl ganz besonders aus, nämlich u n b e d i n g t e W a h r h e i t s l i e b e. Hier zeigt er innere Verwandtschaft mit Kant. Wie dieser, so ging auch unser Dorfphilosoph mit unverblödeten Augen durchs Leben. Welt und Menschen durchschaute er mit klaren Blicken. Die von der Durchschnittemenschheit so viel und so heiß begehrten Eitelkeiten dieser Erde, Reichtum, Ehre und Genuß, galten ihm wenig oder nichts. Das lehrt uns eine geradezu ergreifende Stelle Band 1 Seite 154:

„In kurzem werde ich mein 56. Lebensjahr vollenden. Niemoß ich glaube, einigermaßen über die schwersten Schicksalstage gesiegt zu haben, zweifle ich doch, diese sechste zehnjährige Lebensperiode vollenden zu können. Entkräftet und von beständigem schweren Odem gequält, schleiche ich wandelnd am Stöße einher. Schmerzlich vermissen ich die Fülle meiner Kräfte, mit welchen ich einst die schwersten Arbeiten verrichtete. Doch eine innere Zufriedenheit ist es, welche mir meine Leiden in etwas versüßt und erträglich macht. Ruhe ist das einzige, was ich suche und wünsch, Ruhe des Gemüts und der Seele. Frei von Sorge und Kummer ist das, was mir unter allen Dingen am angenehmsten ist.“

Diese innere Zufriedenheit, diese Ruhe und den Gleichmut der Seele hatten ihm sein beständiger Drang nach Wissen, seine Liebe zur Wahrheit und Aufklärung gegeben. In mehreren Stellen seiner beiden Schriften bezeichnet er als sein größtes Glück, daß ihm seine Mutter das Lesen gelehrt hatte. Durch diese Kunst vermochte er seinen heißen Durst nach seelischer und geistiger Höherentwicklung voll zu befriedigen.

„Ohne dieses“ (das Lesen nämlich), sagt er Band 1 Seite 155, „würde ich das elendeste Geschöpf sein, so daß ich am Ende meines Lebens nicht wüßte, wo ich eigentlich gewesen, wo ich gelebt und was meine Bestimmung als Mensch zum Grunde gehabt.“

„Durch das Lesen nützlicher Bücher und Schriften ist mein ganzes Leben eine Schule gewesen, in welcher große Gelehrte und erfahrene Männer aller Art meine Lehrer gewest, welche mir ihre Wissenschaften und Kenntnisse, ihre zum Teil teuer erworbenen Erfahrungen mitgeteilt haben.“

Wie sehr sich unser Dorfphilosoph in vollem Bewußtsein seines selbst erarbeiteten Wertes über die Menge seiner Volksgenossen erhebt, das geht aus der Stelle hervor, in der er das triebhaft-unklare, man ist manchmal geneigt zu sagen, das geradezu tierische Hinleben dieser Menge ungemein treffend kennzeichnet. Gleich auf der 1. Seite von Band 1 schreibt er von ihr: „Man lebt und lebt. Lebt man glücklich, so freut man sich. Ist man unglücklich, so lamentiert man und bestürzt den Himmel mit Beten. Ist man wieder glücklich, so vergißt man das Unglückliche bald wieder. Und wenn es dann aus ist, so geht man den Weg aller Welt.“

Die ausgeprägte Liebe zur Wahrheit unseres Philosophen und seine Fähigkeit, den Dingen auf den Grund zu sehen,

offenbaren sich in schönster Weise gleich zu Anfang von Band 1. Dort spricht er aus, daß wohl noch nie jemand aus der „niederen Volksklasse“ die eigene Lebensgeschichte niedergeschrieben habe, weil diese eben durchweg zu jener Menge der Menschen gehöre, deren Wesen und Lebensart er in den eben genannten wenigen Worten so erstaunlich klar zu bestimmen verstand. Wohl gibt es, so schreibt er, „der Lebensgeschichtsbeschreibungen so viele“<sup>5)</sup> Alle aber sind niedergeschrieben von „großen, berühmten Männern“<sup>6)</sup> von „Königen, Fürsten und Grafen“<sup>7)</sup> oder von „großen Gelehrten“<sup>8)</sup> oder solchen, „die mit gemachten großen Taten und Avanturen, welche die Kuriosität reizen, prahlen können.“<sup>9)</sup> Joh. Chr. Teich muß sich in viele solcher Selbstbiographien und Lebenserinnerungen mit ungemeinem Verständnis vertieft haben. Das ist bei seiner großen Belesenheit nicht nur ohne weiteres anzunehmen, sondern das geht ganz bestimmt aus dem Urteil hervor, das er über sie fällt. In allen findet er nämlich das eine auszusagen: „... mehrzweits aber verschweigen sie (die Verfasser nämlich) sorgfältig alle menschlichen Schwachheiten und Fehler, so daß man glauben sollte, daß diese Männer ganz vollkommen gewesen.“<sup>10)</sup> Unser Philosoph spricht hier mit dürren Worten die allbekannte Wahrheit aus, daß sehr oft berühmte Männer nicht gern von ihren Fehlern, desto lieber aber von ihren Vorzügen reden. Seine nüchtern-klare, vernunftgemäße Denkart ließ sich nichts vorgaukeln. Sie erkannte nur zu gut, daß auch die größten Männer Menschen sind und bleiben, denen als solchen ganz naturgemäß menschliche Fehler und Schwächen anhaften wie allen anderen Staubgeborenen. Die Verfasser der Selbstbiographien, deren Werke er gelesen haben mag, machen ihm zu viel „gekünstelte Reden“<sup>11)</sup> und betonen ihm zu wenig das Erdhafte ihres Daseins, das doch in jedem Falle die Grundlage zum rechten Verständnis und zur rechten Wertung des Lebenswerkes bedeutender Geister darstellt. Deshalb sucht Teich gerade diesen Fehler in seiner Lebensbeschreibung zu vermeiden. Er will mit ihr — wie er schreibt — eine Lebensbeschreibung eines Mannes aus der „niedrigen Volksklasse“<sup>12)</sup> so „recht natürlich vortragen“<sup>13)</sup> und darin „treu alles Vorgefallene nach seiner wahren Beschaffenheit vorstellen“<sup>14)</sup> Und diesem Vorfasse ist er treu geblieben bis zur letzten Zeile seiner beiden Bände. Er ist reiner Naturalist schon damals; er beschönigt und verbunkelt infolgedessen nichts weder an den Verhältnissen, in denen er aufwuchs und lebte, noch an den Menschen, mit denen er in Berührung kam. Vor allem aber beschönigt er nichts an seiner eigenen Person und Entwicklung. Ein erfrischender Hauch von Erdgeruch und Wahrheit, von Schlichtheit und rechtlich denkendem Sinn weht einem aus den beiden Handschriften entgegen.

Es wurde schon hervorgehoben, daß es dem einfachen Leineweber mit Hilfe seiner reichen Lesefrüchte möglich geworden war, sich in geistigen Dingen ein eigenes Urteil, gemüßmaßen eine eigene Weltanschauung, zu bilden und daß diese gemäß der tiefreligiösen Grundstimmung seiner Seele trotz späterer rationalistischer Beeinflussung auch ihre religiöse Färbung behielt.

Der Gang dieser Entwicklung im Seelenleben unseres Philosophen ist so bemerkenswert, daß noch einiges hierüber gesagt werden muß.

Der Hang zur Frömmigkeit schien Joh. Chr. Teich angeboren zu sein. Schon im frühen Kindesalter offenbarte er sich. Von den Eltern wurde er auch bald erkannt und sorgsam gepflegt und gefördert. Vater und Mutter lernten dem Knaben mit vieler Inbrunst das Beten, unterrichteten den kaum Bierjährigen im Kleinen Katechismus Luthers und erzählten ihm viele biblische Geschichten aus dem alten und neuen Testament. Leider begingen sie dabei jenen schweren Fehler, der so oft von ungebildeten, in der Erziehung der eigenen Kinder gänzlich unfundigen Eltern gemacht wurde: sie erfüllten die rege, gefühlslebendige junge Seele ihres Knaben mit Furcht vor allerhand Gespenstern, vor dem

<sup>5)</sup> Band 1 Seite 1.

<sup>6)</sup> Band 1 Seite 1.

<sup>7)</sup> Band 1 Seite 1.

<sup>8)</sup> Band 1 Seite 1.

<sup>9)</sup> Band 1 Seite 1.

<sup>10)</sup> Band 1 Seite 1.

<sup>11)</sup> Band 1 Seite 2.

<sup>12)</sup> Band 1 Seite 2.

<sup>13)</sup> Band 1 Seite 2.

<sup>14)</sup> Band 1 Seite 2.

Teufel und den Schrecken der Hölle und impften ihm ein, daß das „einzige Schutzmittel vor Teufel und Hölle“<sup>16)</sup> das Beten sei.

Die Wirkung dieser unheilvollen Beeinflussung auf das Seelenleben des Kindes war eine geradezu schreckliche. Der kleine Joh. Chr. fürchtete sich bald so sehr, daß er „abends sich nicht getraute, die Beine unter den Tisch zu hängen, weil er glaubte, ein böses Ding würde ihn dabei anfassen“<sup>17)</sup>. „In jedem finsternen Winkel“, schreibt Leich, „sah ich Gespenster. Das Bild der sechsten Bitte im Kleinen Katechismo war öfters der Gegenstand meiner Betrachtung, wobei mir die Haare zu Berge standen.“<sup>17)</sup> Und in Band 1 Seite 9 bekennt er: „Ich erinnere mich, daß ich einstmals vor Angst (vor Teufel und Hölle nämlich) weinte. Mein Vater, der dies bemerkte, fragte mich, Ich eröffnete ihm meinen Kummer, welcher mir aber Trost zusprach und mit mir zu beten anfang. Diese Einsicht und Verirrung meiner kindlichen Vernunft wurde damals sowohl von meinen Eltern als andern Leuten vor eine besondere Frömmigkeit gepriesen.“

Aus diesen Selbstzeugnissen erkennt man mit erschreckender Deutlichkeit, daß durch eine solche Erziehung der stille, warme Trieb zum Religiosen in der kindlichen Brust in verhängnisvolle Bahnen gelenkt und das Gefühlsleben zu peinvoller Glut entfacht wurde. Anstatt zu einer frischen Anabergestalt mit aufgewecktem Geiste und gesundem, natürlichem Empfinden entwickelte sich Joh. Chr. zu einem furchtsamen, innerlich verschüchterten und verbüßerten Kinde, das sich fast nie an frohem Spiel und lachendem Tun zu beteiligen wagte.

Durch diese Erziehung wurde in ihm zugleich der Harg zum Wunderbaren geweckt und genährt. Da der Knabe schon in seinem 5. Lebensjahre fertig lesen konnte und mit einer „leidten Fassungskraft“<sup>18)</sup> begabt war, so wurde die Lust am Lesen bald zur brennenden Begierde für ihn. „Jedes Buch und Papier mit Schrift“<sup>19)</sup> das ihm unter die Augen kam, las er. Doch bevorzugte er vor allem das, worin ihm Wunderbares, Uebernatürliches berichtet wurde. In Hexen- und Gespenstergeschichten vertiefte er sich mit besonderer Vorliebe. So bewegte sich auch sein Verneiner, sein ausgeprägter Trieb zu geistiger Betätigung zunächst in falschen, ungesunden Geleisen, da niemand sich fand, der sich seiner angenommen hätte, um ihm ein verständnisvoller Führer zu sein.

Band 1 Seite 11 kennzeichnet Leich seinen damaligen Zustand mit folgenden treffenden Worten: „So irrte mein Geist in einer dürren Wüste und verkrüppelte bei Ansehung meiner Seele zu einem Monstrum.“<sup>20)</sup>

Die Verbüßterung seiner Seele verschlimmerte sich, nachdem eine Stiefmutter in seinem Vaterhaus waltete. Diese haßte den jetzt zehnjährigen Joh. Chr. und seinen um sieben Jahre jüngeren Bruder. Da der Vater dieser Frau gegenüber niemals aufzutreten und seine Kinder in Schutz zu nehmen wagte, so hatten sie bald „keine lebendige Seele im Hause“<sup>21)</sup> die ihnen „einige Freundschaft erzeigte“<sup>22)</sup>. In solch innerer Not und Vereinsamung hing Joh. Chr. sein kindliches Herz an eine Rahe, die er sich aufzog und mit ganzer Liebe umfaßte. Als aber die Stiefmutter das liebevolle Verhältnis zwischen Kind und Rahe merkte, befahl sie Joh. Chr. aufs strengste, das Tier nicht mehr zu füttern, sondern wegzuschaffen. Doch er fütterte das Rädchen heimlich noch lange Zeit. Als sie auch dies merkte, so geriet sie in Wut und züchtigte den Knaben dafür mit einem Stocke aufs heftigste. Nun bemächtigte sich seiner „ein Gemisch von Betäubung, Desperation“<sup>23)</sup> und Verzweiflung“<sup>24)</sup> und in diesem Zustande, in dem das kindliche Gemüt nicht mehr recht wußte, was es tat, erfaßte der Knabe das geliebte Tier, band ihm einen Stein um den Hals und warf es „in das nächste

Wasser“<sup>25)</sup>. „Schon war ich“, so schreibt Leich, „einige Schritte zurückgegangen, als ich mich nicht enthalten konnte, wie umzukehren und noch einmal nach meinem guten, schmeidhaften Tierchen zu sehen. Und ich sahe sie mit ihrem St am Halse greulich mit dem Tode kämpfen. Mit einer heftig Iteration“<sup>26)</sup> unter einem Strom von Tränen rufte Gott um Rache an. Die Hände vors Gesicht haltend, sah ich zurück. Eine außerordentliche Bangigkeit und Tieff quälte mich viele Wochen.“<sup>27)</sup>

Was mag der arme, verängstigte Knabe in dieser innerlich gelitten haben! Seine krankhafte Furcht vor Teufel und Hölle und der Gedanke, daß Gott in der Hauptsache „unbarmherziger, tyrannischer Richter“<sup>28)</sup> sei, ließen ihn Tai, seinem unschuldigen, geliebten Rädchen in jenem Falle von Verzweiflung ein solch qualvolles Ende berei zu haben, als etwas ganz Ungeheuerliches erscheinen, für i er sicher einst Gottes schwere Strafe zu gewärtigen habe.

Der untreudige Zustand seines Innenlebens lichtete auch nicht durch die Konfirmation. Immer in dem Glauben daß Gott mit ihm unzufrieden sein müsse, suchte Joh. C in jener Zeit mit heiliger Anstrengung „ein würdih Genießer des heiligen Abendmahls“<sup>29)</sup> zu werden, indem seinen Kopf bis „zur Schwärmerei“<sup>30)</sup> mit allen Lehren, ihm im Konfirmandenunterrichte nahegebracht wort waren, anfüllte und „alle Lieder und Gebetsformeln, mel einigen Bezug darauf (auf die Konfirmation) hatten“, „mit vielem Ernst und Aengstlichkeit“<sup>31)</sup> aufsuchte u immer wieder durchsprach.

Erst nachdem er, so vorbereitet, zum erstenmal an den T des Herrn getreten war, fehrte ein wenig Ruhe in sein Seele ein. Er selbst schreibt darüber in Band 1 Seite 1: „Und wirklich glaubte ich, daß nunmehr Gott mit mehrer Wohlgefallen auf mich herabsehe.“

Doch lange noch litt unser Dorfphilosoph an den Fola einer verkehrten Erziehung. Seine absonderliche Meinung daß er vor Gott nicht würdig bestehen könne, ließ ihn i innerlich recht froh werden. Immer wieder durchsuchte i wie ein Schreck der Gedanke an das jüngste Gericht oder Hölle und Teufel. Diese innere Furchtsamkeit ließ ihn a unter seinen Jugendgenossen schüchtern und feig erschein. Noch als Zwanzigjähriger hielt er sich von allen Gese schäften entfernt, „weil mich“, wie er in Band 1 Seite schreibt, „denkete, als ob man mich bei jeder Gelegenheit a lachen und verspotten wollte“.

Dafür zog er sich ganz in sich selbst zurück und lebte der Einsamkeit ausgiebig seiner Hauptneigung, dem Les. Da er aber nie Geld zur Verfügung hatte, so mußte er i mit allen möglichen alten Büchern begnügen, die er „n leidenschaftlicher Begierde suchte und las“<sup>32)</sup>.

In den Tiefen seiner Seele regte sich aber nach und n ein gewisser Widerstand gegen den verbüßerten und v schüchterten Zustand seines Innern. Eine geheime Stimu im Herzen hieß ihn, sich mit anderen Menschen und vor all mit seinen Altersgenossen zu vergleichen. Da fühlte, ja kannte er bald, daß er sich durch sein silles unausgeseh Streben und Arbeiten hoch über jene erhoben hatte. De „alles, was Nachdenken und Anstrengung der Denkfungsit erforderte, war mir angenehm“, schreibt er in Band Seite 26. Er arbeitete in seinen „einsamen Stunden“ Bescheßs Rechenbücher“<sup>33)</sup> durch, suchte in der „Meßkunst de liche Begriffe“<sup>34)</sup> zu fassen, „sowie auch von der Einteilu der Erdfugel und Lage der Länder“<sup>35)</sup>.

<sup>16)</sup> Band 1 Seite 9.

<sup>17)</sup> Band 1 Seite 8.

<sup>18)</sup> Band 1 Seite 8.

<sup>19)</sup> Band 1 Seite 9.

<sup>20)</sup> Band 1 Seite 10.

<sup>21)</sup> Ungehalt, Mißgehalt.

<sup>22)</sup> Band 1 Seite 15.

<sup>23)</sup> Band 1 Seite 15.

<sup>24)</sup> Hoffnungslosigkeit.

<sup>25)</sup> Band 1 Seite 16.

<sup>26)</sup> Band 1 Seite 16.

<sup>27)</sup> Gemütsbewegung, Aufwallung, Aufregung.

<sup>28)</sup> Band 1 Seite 16.

<sup>29)</sup> Band 1 Seite 24.

<sup>30)</sup> Band 1 Seite 23.

<sup>31)</sup> Band 1 Seite 23.

<sup>32)</sup> Band 1 Seite 24.

<sup>33)</sup> Band 1 Seite 24.

<sup>34)</sup> Band 1 Seite 26.

<sup>35)</sup> Band 1 Seite 26.

<sup>36)</sup> Band 1 Seite 27.

(Fortsetzung folgt.)

# Zittauer Geschichtsblätter

Herausgegeben vom Zittauer Geschichts- und Museumsverein

Nummer 6 — Jahrgang 1925

## Johann Christian Reich, ein sächsischer Dorfphilosoph.

Von Reinhold Mitter, Zittau.

(Fortsetzung.)

Die Erfahrung, die Reich hier machte, wirkte äußerst wohl-tätig auf ihn. Ihm kam durch sie das erstmal zum Bewußt-sein, daß er nicht jenes elende Geschöpf vor Gott sein könne, für das er sich immer gehalten hatte, obwohl ihn gerade in weltanschaulich-religiösen Dingen die veralteten Bücher, die ihm für dieses Gebiet nur zur Verfügung standen, nicht recht vorwärts brachten. Auch der Pfarrer seines Heimatortes war ihm hier kein Führer gewesen. Im Konfirmandenunter-richt und in seinen Predigten scheint dieser Gott als einen „unbarmherzigen, tyrannischen Richter“<sup>38)</sup> und zugleich als „gütig, weise und gerecht“<sup>39)</sup> geschildert zu haben, und gerade dieser „Kontrast“<sup>40)</sup> dieser tiefgreifende Widerspruch, der nach jenen Lehren im Wesen Gottes bestehen soll, war es, über den Johann Christians tiefveranlagte Seele nicht hinwegkam. Dies geschah erst verhältnismäßig spät, nachdem ihn sein äußeres Schicksal zwang, im großen Buche der Menschheit zu lesen. Als langjähriger Soldat des sächsischen Heeres, als Leinewebergeselle bei fremden Meistern und mitten im Gemühl der Napoleonischen Kriege weitete sich sein geistiger Gesichtskreis. Jetzt, nachdem er seine Mit-men-schen in allen Ständen kennen lernte, war er erstaunt, daß sie alleamt dem Ideal nicht enttrahen, das er von ihnen in seiner Brust hegte. Die Erkenntnis, die ihm einst geworden war, als ihn jene innere Stimme hieß, sich mit seinen Jugendgenossen zu vergleichen, lehrte ihn in erhöhtem Maße seine denkende, prüfende Betrachtung der Menschen, und so verloren sich endlich seine geringe Meinung von sich selbst und sein beständiger Kleinmut. Auf diesem Wege wurde ihm klar, was es eigentlich heißt, Mensch zu sein und daß er trotz seines niedrigen Standes als Mensch einen weitaus höheren Wert besitze, als Tausende um ihn herum, und wenn sie den höheren und höchsten Ständen angehörten, weil er niemals wie diese einfach in den Tag hineingelebt hatte.

Im Hochgefühl dieser Erkenntnis, die in ihm den Glauben, den Wahn zerstört hatte, daß alle Menschen besser und wertvoller als er seien, vollzog sich nun in seinem Geiste auch auf weltanschaulich-religiösem Gebiete die große Um-wandlung, von der wir oben schon gesprochen haben. Wenn unser Philosoph Band 1 Seite 166 schreibt: „Es ging ein neu groß Licht in meiner Seele auf“, so will er damit sagen, daß jetzt der ent-scheidende Gedanke in ihm aufstieg, auch auf dem Felde der Religion denkend und prüfend vorzugehen, d. h. seine Vernunft zu gebrauchen, um auch hier die Spreu von dem Weizen unterscheiden zu können. Mit voller Deutlichkeit stand ihm vor der Seele, daß er bis jetzt nur immer im Glauben sein Heil gesucht habe und es höchste Zeit sei, sich von den Fesseln fremder Meinungen zu befreien, damit er sich endlich zur geistig-sittlich-religiösen Eigenpersönlichkeit zu entwickeln vermöchte. Wie es in diesen Dingen bis dahin — er hatte sein 40. Lebensjahr

längst überschritten — um ihn gestanden hatte, schildert er Band 1 Seite 166: „Zwar waren Hexen und Gespenster lange aus meinen Grundsätzen vertilgt; doch war ich immer noch ein G l a u b e n s h e l d, und ich würde es aufs höchste auf-genommen haben,“<sup>41)</sup> wenn mir jemand das heilige Steden-pferd (den vorbehaltlosen Glauben nämlich), worauf ich mit aller Zuversicht dereinst in den Himmel reiten wollte, hätte antastet wollen.“ Und den Umschwung in seiner Seele be-schreibt unser Philosoph mit folgenden Worten Band 1 Seite 166, 167: „Aber auf einmal brach dieses (das Steden-pferd des Glaubens), und zugleich mit ihm stürzte das alte, ehrwürdige Gebäu, welches mir und ihm bisher Schutz und Unterhalt gab.“

Mit Eifer studierte Johann Christian jetzt die Schriften verschiedener zeitgemäßer Philosophen und „helldenkender Theologen der neueren Zeit“<sup>42)</sup> Von der Wirkung der ersteren auf seinen Geist schreibt er Band 1 Seite 155: „So gibt mir ein philosophischer Autor durch wohluntersuchte Vernunft-schlüsse und Erfahrungen in Natur und Vernunftlehren meinen Begriffen ihre rechte Richtung und Aufschlüsse über Dinge, welche mir ohne diese verborgen geblieben wären“<sup>43)</sup> und den Einfluß, den die damals neuzeitlichen theologischen Schriften auf ihn ausübten, kennzeichnet er mit folgenden Worten Band 1 Seite 155 und 156: „Helldenkende Theologen der neueren Zeit zeigen mir den geraden, schlichten Weg zur Erkenntnis des wahren einigen Gottes, zeigen mir selbigen in einer Gestalt, wie sie seiner Macht, Gerechtigkeit, Weisheit und Güte angemessen ist, nicht nach fanatischen, schwärme-rischen Offenbarungen, sondern nach den Offenbarungen, welche täglich in seiner Schöpfung durch die immer neu belebende schöpferische Einwirkung sich unserm Gemüte an-drängen, sowie auch Welt- und Menschenkenntnisse.“

Jetzt löste sich für ihn jener „Kontrast“, jener tief-greifende Widerspruch im Wesen Gottes, über den er so lange nicht hinweggekommen war, weil er im Lichte der neueren Zeit erkannte, wie eng und willkürlich der Begriff der Gottheit bestimmt war, den man ihm einst gelehrt hatte. Fast mit einem gewissen Grausen drängt sich ihm die Wahr-heit auf, daß man aus reinem M a c h t g e l u s t e heraus mit fluger Berechnung das Märchen vom „unbarmherzigen, tyrannischen“ Gotte zum Glaubenssage erhob. Die Worte, mit denen er diese Erkenntnis niederschreibt, sind wohl die schärfsten, die sich in den beiden Handschriften finden. Band 1 Seite 167 sagt er: „Nicht erschaffen vom Schöpfer (d. h. die Auffassung Gottes als „Tyrann“ ist unvereinbar mit seinem wahren Wesen), bloß von menschlicher, verirrter Vernunft hervorgebracht. Zwei Ungeheuer, grausam und schrecklich,

<sup>38)</sup> D. h. wohl: „ich würde aufs höchste erzürnt gewesen sein“.

<sup>39)</sup> Band 1 Seite 155.

<sup>40)</sup> Wer denkt da nicht gleich an Kants Vernunftkritik, die aber Reich wohl kaum aus dem Hauptwerke des großen Königsbergers, der „Kritik der reinen Vernunft“, selbst kennengelernt hat. Leider gibt Reich nie Verfasser und Titel der Bücher an, die er gelesen hat. Es ist dies ein Uebelstand, der sehr zu beklagen ist.

<sup>37)</sup> Band 1 Seite 24.

<sup>38)</sup> Band 1 Seite 24.

<sup>39)</sup> Band 1 Seite 24.

gingen aus denselben (den von Menschen bestimmten Glaubenssätzen) hervor: Aberglaube mit seiner königlichen Religionszwang. Ihre Hoffstatt und Gefolge waren Verfolgung, Kerker, Folterbänke, Schwert und Scheiterhaufen. Ihr Geschäft war: Menschenhaß, Verfolgung, Grausamkeiten und lächerliches Blutoergießen zu stiften, Menschen durch Menschen zu vertilgen, Finsternis zu verbreiten, der Vernunft alles Licht zu verstopfen und am Gängelbände des Unsinn zu leiten. Und stolz erweiterten sie ihre Macht bis jenseit des Grabes.“

Nachdem unser Dorfphilosoph in der Frage nach dem wahren Wesen Gottes, die für ihn, wie uns dünkt, die Hauptfrage seines Lebens war, eine Klarheit gefunden hatte, die mit den heiligsten Gefühlen seines Herzens und den ernstesten, geheimeinten Strebungen seines Geistes in Einklang stand, findet er sich auf der Höhe seines Lebens. Frei steht er nun in Gottes schöner Schöpfung, frei von jener quälenden Angst seiner Seele, frei vor allem vom Glauben an Menschenjähung und einer irrigen Naturauffassung. Hatte er früher während eines Gewitters mit verängstetem Gemüt jättern zu Gott gebetet, er möge in seinem Zorn nicht zu fürchtbar strafen, so ist ihm das Gewitter jetzt „das erhabenste und angenehmste Schauspiel“ und reißt ihn hin „zu einer heiligen Ehrfurcht gegen den großen Urheber desselben.“<sup>41)</sup> Ein Gefühl des Glückes durchströmt ihn ob seines neugewonnenen geistigen Zustandes.

Jetzt lese man noch einmal jene einzigschönen Aussprüche unseres Philosophen Band 1 Seite 168 und Band 1 Seite 154, die oben schon angeführt sind, und bedenke dabei: Solche Worte schrieb er, solches Glück lebte in seiner Seele zu einer Zeit, da ihm durch Unglück und Krieg sein Wohlstand zerstört und durch Krankheit und Siechtum die Kraft seines Körpers verzehrt worden waren.

Aber gerade dadurch, daß die Heiterkeit seiner Seele, die ihm eine einfache Lebensweise, seine Beschäftigung mit höheren Dingen und seine gewonnenen Einsichten gaben, durch nichts beeinträchtigt werden konnte, offenbart sich aufs schönste die philosophische Veranlagung des einfachen Häuslers und Leinewebers. Entbehrungen und körperliche Schmerzen vermochten ihm kein Klagenwort auf die Lippen zu drängen. Wie sehr er in diesem Punkte Meister des Lebens geworden war, das geht aus der Stelle Band 1 Seite 195 hervor: „Durch Ledereien nie vermöhnt, erquidt mich jede geringe Kost, und bei meinem flechtlichen Zustande ist mir eine oder etliche leidliche und heitere Stunden (in denen er ohne Schmerzen war) ein Vorrecht der Seligkeit.“

Reidlos, ja mit einem ausgesprochenen Gefühl des Bedauerns, blickt er auf alle die Herab, die, umschlungen vom Reichtum, den Sorgen und sinnlichen Genüssen dieser Welt oder versunken in Unwissenheit und Aberglauben, nicht auf der sonnigen Höhe stehen, die er durch unablässige Arbeit an seinem inneren Menschen erreicht hatte. Wie Siegetron klingt deshalb die Worte, mit denen unser Dorfphilosoph Band 1 schließt: „Wie glücklich bin ich vor dem, welcher, vergraben in Sorgen und Geschäften, um seinen Reichtum zu vermehren, seine Tage verängstet; wie glücklich vor dem, welcher keine Freuden kennt, als zu genießen, unmäßig zu genießen; wie glücklich vor dem, welcher, sein Gefühl durch geräuschvolle Freuden abgestumpft, keine mehr findet, welche ihn befriedigen und von ewiger Langeweile gequält wird; wie glücklich vor dem, welcher aus Unwissenheit und Aberglauben in steter Furcht lebt und jeden starken Wind, jede Lufterscheinung für Anündigung göttlicher Strafgerichte ansieht.“

Im ruhigen Glück der einfach-hohen Lebens- und Gottesanschauung, zu der er sich in seinem Alter durch Äußerungen hatte, vergleicht sich unser Dorfphilosoph Band 1 Seite 160 mit „einem Reisenden“<sup>42)</sup> der „gegen Abend“<sup>43)</sup> am „Ziel seiner Wandererschaft“<sup>44)</sup> mit schmerzhaften Füßen“<sup>45)</sup> sich auf einem Hügel niederläßt, um noch einmal seine Blide auf den Weg zurückzuschicken, den er im Laufe des Tages bezwungen hat. Wie dieser, so will auch er noch einmal Rück- schau haben über sein Lebensganzen. An seinem Geiste läßt

er darum alles vorüberziehen, was ihm seine Erinnerungen zutragen vermögen.

Mit folgenden rührenden Worten gedenkt er dabei vor allem seiner lieben Mutter und seiner früh verstorbenen Geschwister: „Ich erinnere mich des Umganges mit ihr (der Mutter) und meiner früh verstorbenen Geschwister und wie sie beiderseits mit vielen Leiden und Schmerzen aus der Welt gingen. Schon bei 50 Jahren ruhen sie. Ihre Asche ist nicht mehr aufzufinden, ihre Namen sind aus dem Gedächtnis des jetzt lebenden Menschengeschlechts ausgetilgt; nur in dem meinigen stehen sie noch sehr deutlich aufgezeichnet. Vielleicht bald, in kurzem werde ich aufs neue mit ihnen vereinigt.“<sup>46)</sup>

Dann erinnert er sich an seine schwere Knabenzeit, an all die Irrungen und Wirrungen, die seine Seele zu durchleben hatte, ehe er sich zur ersehnten Klarheit emporzurufen vermochte, und zuletzt führt er mit Befriedigung alles das auf, was er sich in unablässigem Streben und Arbeiten in seinen Erholungsstunden an Wissen und Können erworben hat. Dabei erwähnt er mit einem gewissen Stolz, daß er imstande gewesen sei, sich sowohl eine kleinere Sonnenuhr, wie eine Sonnentafel zu fertigen und fertigte schon in der Zeit nach dem Kriege einen steinernen Sonnenuhr, welcher zwei überort aufeinandergelegte Würfel vorstellte, woran acht Flächen, alle mit viel oder wenig abweichenden Sonnen- uhren gezeichnet, und oben darauf eine liegende Horizontale- uhr. Das Ganze zeigt in seiner Bearbeitung zwar kein Meisterstück, weil ich weder ein Steinmetzger, noch ein Maler bin. Doch jeder Kenner der Sonnenuhrkunst wird es mir vor ein Kunststück gelten lassen.“

Auch fertigte ich mir eine Sonnentafel ohne Kompaß und Magnetenadel. Es ist meine eigene Erfindung. Wenigstens habe ich keine Anweisung hierzu in keinem Buche gefunden. Ob nun gleich der erste Versuch nicht geliet, so ruhete ich doch nicht eher, bis ich sie zur Vollkommenheit brachte.“

In dem Rückblick über sein vergangenes Leben berührt unser Philosoph auch alle wichtigen Ereignisse, die die Weltgeschichte an ihm vorübergeführt hatte. Aus den Ausführungen hierüber lernt man Joh. Chr. Leich als einen Menschen kennen, der nicht nur gut zu beobachten verstand, sondern der auch fähig war, das Eigentümliche, das bestimmte Gepräge verschiedener aufeinanderfolgender Zeiten herauszufinden und gegeneinander abzuwägen. „Jeder Zeitraum hat seine guten, aber auch seine schlechten Eigenheiten,“ sagt er Band 1 Seite 173. Doch bleibt ihm nicht verborgen, daß der neuen Zeit, die mit der französischen Revolution anhub, „vor der alten viel Vorzüge“<sup>47)</sup> zuzusprechen sind.

Solche Vorzüge sind ihm vor allem größerer „Fleiß“<sup>48)</sup> und erhöhte „Tätigkeit“<sup>49)</sup> der Menschen, erneutes Aufblühen verschiedener „Künste und Wissenschaften“<sup>50)</sup> und das Bemühen, mit „nützlichen Erfindungen“<sup>51)</sup> dem „Ganzen viel Gutes“<sup>52)</sup> zu bringen.

Mit vielem aber, was seiner Meinung nach die neue Zeit, und zwar vor allem die nach den Befreiungskriegen, gebracht hat, ist unser Philosoph durchaus nicht einverstanden. Sein auf Geradheit und Einfachheit gestelltes Wesen kann sich mit dem Neuen in Sitte und Lebensart seiner Landsleute nicht befreunden, soweit es seinem unverfälschten sittlichen Empfinden widerspricht. Sein Urteil über alles, was ihm nicht gefällt, ist aber kein verständnisloses Verurteilen, kein nutzloses Sittenpredigen. Als philosophisch veranlagter Mensch sucht er auch hier immer die tieferen Gründe und Ursachen zu erkennen und fragt sich, ob an dem als schlecht Erkannnen nicht doch auch eine gute, wertvolle Seite aufzufinden sei.

„Eine verborgene Hauptseite des jetzigen Zeitgeistes ist die freche und unschamhafte Annäherung der Jugend beiderlei Geschlechts“ sagt er Band 1 Seite 174, und gegen die auffällige Zunahme der unehelichen Geburten, die er in jenen Zeiten mit Schrecken als die Folge des freien Verkehrs der Jugend untereinander gewahrte, wendet er sich mit nach-

<sup>41)</sup> Band 1 Seite 195.

<sup>42)</sup> Band 1 Seite 160.

<sup>43)</sup> Band 1 Seite 160.

<sup>44)</sup> Band 1 Seite 160.

<sup>45)</sup> Band 1 Seite 160.

<sup>46)</sup> Band 1 Seite 161.

<sup>47)</sup> Band 1 Seite 174.

<sup>48)</sup> Band 1 Seite 173.

<sup>49)</sup> Band 1 Seite 173.

<sup>50)</sup> Band 1 Seite 173.

<sup>51)</sup> Band 1 Seite 173.

<sup>52)</sup> Band 1 Seite 174.

stehenden Worten: „Jedes Mädchen erblickt daher schon in frühen Jahren die Frucht ihres Leibes, ohne einen Mann zu haben. Diese (die unehelichen Kinder) sind denn mehrtheils unglückliche Opfer ihrer Ausschweifungen zum größten Gram und Kummer der Eltern. Was würden unsere Großmütter sagen, wenn sie ihre Töchter, im lockeren Gewande, mit der listernen Miene der Kofetten und Freudenmädchen und fast jede ein Kind auf den Armen, umhergehen sähen?“<sup>50)</sup>

Höchst eigenartig ist nun der Gedanke unseres Dorfphilosophen, daß die Zunahme der unehelichen Geburten gleichsam auf einer unmittelbaren Anschauungs- und Beeinflussungswirkung der bayerischen „Speciesthaler“ auf die Mädchen beruhe. Band 1 Seite 174 bringt die Begründung folgendermaßen zum Ausdruck: „Ich glaube, daß diese Methode<sup>51)</sup> durch die bayerischen Speciesthaler,<sup>52)</sup> welche nach dem Einjährigen Kriege<sup>53)</sup> zu uns kamen, so in Nachahmung und Aufnahme gekommen, weil auf denselben eine ebensolche Figur, und zwar mit einem Heiligenschein umgeben, gerägt ist.“

Auch die neuartigen „Kleidermoden“<sup>54)</sup> finden nicht den ungetheilten Beifall unseres philosophischen Leinwebers. Wieder ist es die Liebe zur Einfachheit, die ihn hier zum Widerspruch anreizt. Wenn er an seine Jugend denkt, so findet er, daß man in jenen Tagen mehr der Schlichtheit in Sitte und Tracht gehuldigt habe, als in der Zeit seines Alters. „Ganz einfach und schlicht“, schreibt er deshalb Band 1 Seite 175, „gingen unsere Väter und Mütter vor 50 Jahren in ihren vor wohlfeileren dicken Tuch oder Leinwand geschneittenen Kleidern einher, wiewohl auch hier und da eine kleine Eitelkeit herrschte.“ Die neuen Kleidermoden aber, wie er sie in der Hauptsache in Großharthau und den umliegenden Ortshäften beobachtet konnte, kennzeichnet er in nachstehenden Stellen seiner Lebenserinnerungen: „Dagegen glaubt man jetzt in Gesellschaften auf dem Dorfe ein Gemisch von adligen Junkern und Baronen, eiflen Stutzern und Jagdpagen, Tanz- und Fachtmeistern, Komödianten und Harlekins zu sehen, und einer, der vor 50 Jahren hier gelebt, würde sich's nicht bereuen können, daß dies Nachkömmlinge von ihm und seinen Nachbarn wären.“<sup>55)</sup>

„Und das liebe schöne Geschlecht der Frauenzimmer? Was würden unsere Mütter sagen, welche ihre Leiber als Geheimnisse sorgfältig verwahrten und einpackten, ihre Töchter so locker erblickten,<sup>56)</sup> wie diese „im leichten, lustigen, buntgemalten Gewand umherspielen?“<sup>57)</sup>

Doch sofort meldet sich wieder der Philosophengeist in Joh. Chr., der ihn hindert, einseitig zu urteilen. Obwohl ihm klar ist, daß durch den neuen „Kleidergeist“ nur zu viele unter den jungen Burjchen und Mädchen veranlaßt werden, „ihren ganzen Verdienst“<sup>58)</sup> auf Neußerlichkeiten zu verwenden und die alte gute Sitte des Sparens für den Ehestand nicht mehr zu beachten, so verkennt er nicht, daß die größeren Aufwendungen des Menschen der neuen Zeit für eine ins Auge fallende Tracht, die man außerdem noch öfter wechselt und erneuert, als dies früher geschehen war, auch ihr Gutes haben. Das bringt er ganz treffend in folgender Stelle zum Ausdruck: „Daß man sich jetzt öfters neu zu kleiden genötigt ist, ist gut. Hierdurch kommen die vielerlei Zeuge<sup>59)</sup> in Abgang, und viele Menschen, welche mit Fertigung derselben beschäftigt sein, finden ihr Brot: das Geld kommt in Umtrieb. Und manche faule Person, welche sich sonst der

Trägheit überließ, spinnt und arbeitet immer fleißig, um sich ein schön Ding anzuschaffen zu können.“<sup>60)</sup>

Mit einer Sitte, die die neue Zeit dem Volke gebracht hatte, ist aber Joh. Chr. Teich vollkommen einverstanden. Seine Jugend hatte er im Zeitalter der Perücke, des gepuderten und pomadifizierten Haars und des langen Zopfes verlebt. Daß jetzt die Perücke, die er scherzhafterweise einen aus „Werg und Pfaden aufgebauten hohen Turm“<sup>61)</sup> nennt, nicht mehr getragen wird und das männliche Geschlecht sich die Haare kurz schneiden läßt, hält er aus Gründen der Reinlichkeit und Volksgesundheit für eine „große Wohltat“<sup>62)</sup> am Menschengeschlechte. Aus jeder Zeile, die er hierüber niedergeschrieben hat, merkt man seine Befriedigung und Freude gerade über diese Neuerung.

Im weiteren Verlaufe seines Rückblicks auf sein Leben verbreitet sich unser Dorfphilosoph über die vermeintlichen nützlichen, vor allem aber schädlichen Wirkungen des Tabaks und Branntweins auf Körper und Geist des Menschen. Es sind recht bemerkens- und beherzigenswert: Gedanken, die er vorbringt. Er will hier aber doch wohl zugleich zeigen, daß er sich selbst auf dem Gebiete der Gesundheitspflege durch das Lesen verschiedener, diesen Stoff behandelnder Bücher umfangreiche, wichtige und nützliche Kenntnisse angeeignet hat. Aus seinen Betrachtungen über den Tabak- und Branntweingenuß geht aber mit Sicherheit hervor, daß unser Philosoph selbst ein mäßiges, den Vorschriften der Vernunft untergeordnetes Leben geführt hat.

Seine Rückschau schließt Joh. Chr. Teich mit einer Darstellung seiner im Laufe seines Lebens gewonnenen religiös-philosophischen Einsichten. Wie wir schon hervorhoben, war und blieb er ein tiefreligiöser Mensch. Die Einflüsse des Rationalismus reinigten, veredelten und vertieften nur seinen Glauben und seine Gottesanschauung. Sein Verhältnis zur Gottheit war ihm tiefinnerliche Herzenssache.

Wir verstehen ihn deshalb sehr gut, wenn er das Bedürfnis empfand, gerade hierüber in seinen Lebenserinnerungen sich einmal auszusprechen. Die Sache seines Glaubens hielt er selbst für das wertvollste Stück seines Lebens; denn er sagt Band 1 Seite 182: „Das Größte und Wichtigste habe ich mir auf die Letzte (d. h. zum Schluß) aufbehalten.“ Er meint damit eben die Darstellung seiner „Glaubensmeinungen“.<sup>63)</sup> Hat man nun die Handschrift Teichs bis zu diesem Sage aufmerksam durchgelesen, so ist man natürlich auf den Inhalt seiner Darlegungen höchst gespannt und erlebt leider eine große Enttäuschung; denn — man hält es kaum für möglich — gerade die Blätter, 6 an der Zahl mit den Seiten 183 bis mit 194, auf denen unser Dorfphilosoph das Heiligste seines Geistes und Herzens schriftlich niedergelegt hatte, fehlen. Sie sind herausgeschnitten und wahrscheinlich vernichtet worden. Diese rohe Verstümmelung von Band 1 ist tief zu beklagen. Offenbar sind dem, der sie vornahm, die religiösen Ansichten unseres Dorfphilosophen zu frei, zu aufgeklärt vorgekommen, und man weiß nun nicht, ob die Veranlassung zu dieser Tat Mergel über die freien Ansichten des Verfassers oder der Gedanke gewesen ist, diesen durch Vernichtung der fraglichen Blätter vor einer vielleicht zu erwartenden Mißbilligung der Nachwelt zu schützen. In beiden Fällen aber bleibt die Tat ein Beweis dafür, daß ihr Urheber von dem hohen geistigen Standpunkte unseres einfachen philosophierenden Leinwebers weit entfernt gewesen ist. Wir gehen vielleicht in der Annahme nicht fehl, daß der Verstümmler der Handschrift die gleiche Person ist, die den Wortlaut der unteren Hälfte von Seite 182, den Beginn der religiös-philosophischen Selbstbekenntnisse Teichs, und den Text der Seiten 195 und 196, den Ausklang derselben, zum Zeichen der Mißbilligung mit dicken Blaustrichen überzogen und außerdem den Rand der 182. Seite mit dem Worte „Irrweg“ und den der 195. mit der Bezeichnung „Verirrung“ geziert hat. Nun sehe man sich einmal die „Verirrung“ unseres Dorfphilosophen genauer an! Gerade auf der 195. Seite finden sich folgende schönen Worte über die Freuden an der Natur: „Unglücklich ist der Mensch, welcher die Freuden der Natur nicht kennt! Jeder alte große Baum saget mir: siehe, Mensch! ich war in einem kleinen Samenkorn eingeschlossen. Durch Gottes immerwährende schöpferische Wirkung bin ich so stark geworden. Jedes unwerte

<sup>50)</sup> Band 1 Seite 174.

<sup>51)</sup> D. h. gewissermaßen der Wunsch, als Unverheiratete schon ein eigenes Kind auf den Armen zu tragen.

<sup>52)</sup> Die bayerischen Speciesthaler waren Silbermünzen, die seit 1753 geprägt wurden. Das Stück galt, am Vorkriegsstande unserer Mark gemessen, 4 Mark 20 Pfennig. Auf jedem bayerischen Speciesthaler fand sich das Bild der Madonna mit dem Kinde eingeprägt.

<sup>53)</sup> Unter dem Einjährigen Kriege ist der Bayerische Erbfolgekrieg zu verstehen, der zwischen Preußen und Sachsen einerseits und Oesterreich andererseits über die Frage der Erbfolge in Bayern 1778 bis 1779 geführt wurde. Obwohl im ganzen unbedeutend, brachte er doch für die Bewohner der Grenzen zwischen Böhmen und der Lausitz mancherlei Not und Drangsal.

<sup>54)</sup> Band 1 Seite 175.

<sup>55)</sup> Band 1 Seite 175.

<sup>56)</sup> Band 1 Seite 175.

<sup>57)</sup> Band 1 Seite 176.

<sup>58)</sup> Band 1 Seite 176.

<sup>59)</sup> Zeuge heißt Stoffe.

<sup>60)</sup> Band 1 Seite 176.

<sup>61)</sup> Band 1 Seite 177.

<sup>62)</sup> Band 1 Seite 177.

<sup>63)</sup> Band 1 Seite 182.

Gewächs sagt mir: siehe Mensch! diese Feinheiten, Zierde und verborgene weiße Zusammenfügung meiner Teile gab mir das große schöpferische Wesen. Jede Blume sagt mir: komm her, Mensch, betrachte mich! Deinetwegen erhielt ich diese Pracht. Bloß du vernünftiger Mensch bist es, den ich erfreuen soll. Weisheit, unergründliche Kunst, geheime Absichten und Zierde ist überall angebracht. Welche Freude, welches Glück genieße ich in diesen und anderen unerforschlichen Betrachtungen!

Wer vermag in solchen Betrachtungen eine Verirrung zu erblicken? Man könnte vielleicht unserm Philosophen zum Vorwurf machen, daß er die teleologische Betrachtungsweise,<sup>70)</sup> diese älteste und gerade im Volke tiefeingewurzelte Art der Naturauffassung, die in obigen Sätzen sich zeigt, nicht zu überwinden vermochte. Aber hierin liegt gar nicht der Kern der Worte Leichs. Mit ihnen will Joh. Chr. seine unendliche Freude an der Schöpfung und die innige Liebe ausdrücken, mit der er alles, selbst das geringste Wesen, betrachtet. Nichts auf der Welt erscheint ihm unwert; denn überall fühlt und erkennt er die Nähe und Wirkungskraft seines Gottes.

Zum Glück hat unser Philosoph nicht nur auf den verlorenen 12 Seiten seine religiös-philosophischen Gedanken niedergelegt, sondern hier und da in seinen Lebenserinnerungen so vieles davon mitgeteilt, daß es nach unserer Meinung trotzdem möglich geworden ist, durch Sammeln und Herausheben dieser Stellen ein Bild seiner inneren Entwicklung im Rahmen dieses Aufsatzes zu geben.

Wir verlasen nun Band 1 der Leich'schen Lebenserinnerungen und wenden uns dem Schlusse des 2. Bandes zu. Band 2 enthält auf 108 Seiten eine eingehende Schilderung der Erlebnisse, die unser Philosoph mit seiner Familie in den Kriegsjahren 1812 bis 1815 hatte. Auf den letzten 8 Seiten aber hat er seine philosophischen Betrachtungen über die menschlichen Leiden und deren Bedeutung niedergelegt. Diese 8 kurzen Quartseiten enthalten eine Fülle von Gedanken über den Gegenstand, die offenbar unbestrittenes geistiges Eigentum unseres Dorfphilosophen und nicht durch Lesen verschiedener Schriften gewonnen ist. Zu den Ansichten, zu denen er sich hier bekennt, wurde er durch sein Lebensganzes, das ja eine fast ununterbrochene Kette von Entbehrungen und Leiden gewesen war, und durch den Gottesbegriff, den er sich errungen hatte, geradezu gedrängt. Sein Gott, den er nicht mehr fürchtet, den er nur noch liebt und in allen seinen Werken bewundert, ist für unsern Philosophen auch für das Rätsel, das uns die Betrachtung der menschlichen Leiden aufgibt, das Recht, in dem es sich löst. Leider können die Leich'schen Gedanken in unserm Aufsatz nur kurz zur Darstellung kommen.

Leich geht von zwei Voraussetzungen aus, deren Geltung für ihn nicht weiter zu beweisen ist: 1. Gott ist der Schöpfer des gesamten Weltalls, demnach auch der Ursprung aller Uebel und Leiden, und 2. Gott hat die Menschen zu „freien Geschöpfen“<sup>71)</sup> gestaltet, denen die unbedingte Wahl zusteht, sich für das Gute oder Schlechte zu entscheiden. Wer sich aber für das Schlechte entschieden hat, der leidet, und wer dem Guten folgt, der empfindet Glück. Da fragt sich nun unser Philosoph 1.: worin besteht das Wesen des Leidens und 2.: worin besteht das des wahren Glückes? Als Antworten findet er: „Alle Leiden sind eine gewisse Unzufriedenheit und Unruhe des Gemüths“<sup>72)</sup> und das Glück ist „Zufriedenheit und Ruhe der Seele und des Gemüths“<sup>73)</sup> Es gibt nun nach Leich 1. Leiden, die durch unser Schicksal (z. B. alle Krankheiten), 2. durch unsere Mitmenschen (Bosheit, Torheit anderer), und 3. durch uns selbst veranlaßt werden. Am

<sup>70)</sup> Die Teleologie ist die Betrachtung der Natur unter dem Gesichtspunkte des Zweckes. Ihr gegenüber steht die kausale Betrachtungsweise, die den Zweckgedanken vermisst und überall nur nach Ursachen fragt.

<sup>71)</sup> Band 2 Seite 113.

<sup>72)</sup> Band 2 Seite 114B.

<sup>73)</sup> Band 2 Seite 114A.

schmerzhaftesten sind ihm die letzteren, deren Quell in unserm eigenen Innern liegt.

Unser Philosoph fragt dann weiter, wie wohl Gott unser Leben, was Freud und Leid anbetrifft, auf Erden hätte gestalten können, und er nennt eine dreifache Möglichkeit. 1. Es hätte in Gottes Macht gestanden, „unsern Zustand so zu schaffen, daß wir g a n z o h n e L e i d e n wären“<sup>74)</sup> Aber ein Leben ohne Leiden, meint Leich, wäre 1. für uns ein „ewiges Einerlei, das uns in kurzer Zeit zum Ueberdruß werden würde“<sup>75)</sup> und 2. in einem irdischen Zustande ohne jedes Leid „würden wir unser Leben wieder in eben dem Zustande beschließen, wie wir es angefangen hätten, und das angenehme Bewußtsein, etwas Gutes durch unsere eigenen Kräfte bewirkt zu haben, würde uns nie zuteil werden“<sup>76)</sup> 2. Gott hätte uns ein Leben o h n e L e i d e n und zugleich o h n e d a s G e f ü h l d e s U e b e r d r u s s e s geben können. In einem solchen Dasein jedoch müßten 1. die Menschen „bloße Maschinen“<sup>77)</sup> sein, und 2. würde das Glück, also die Ruhe der Seele, für uns keinen „Wert“<sup>78)</sup> haben, weil wir es nicht „durch unsere Bemühungen zuwege gebracht“<sup>79)</sup> hätten. 3. Deshalb hat nach Leich Gott eine „tiefe Weisheit an den Tag gelegt“<sup>80)</sup> wenn er unser Dasein so gestaltete, „daß unser Leben ein Gewebe von Freuden und Leiden sein muß“<sup>81)</sup> „Das Heer der Leiden ist notwendig“, sagt unser Philosoph mit besonderem Nachdruck Band 2 Seite 109, und er gibt gewichtige Gründe dafür an. 1. sagt er Band 2 Seite 111: „Durch eintretende Leiden werden wir zu wahren Freuden empfänglicher gemacht.“ Man staunt über die Tiefe dieser Erkenntnis; denn in dem eben genannten Satze offenbart sich die gleiche Weisheit, die Jaf. Böhme über den Wert des Bösen in der Welt in seinen Werken niedergelegt hat und die Felix Voigt in seiner trefflichen Darstellung der Böhme'schen Gedankenwelt in folgenden Worten ausdrückt: „Das Böse ist Gottes Wille, er hat es gewollt zu dem Zwecke, daß das Gute offenbar würde.“<sup>82)</sup> Das Gute und das höchste Glück, den Frieden der Seele, lernt man also nach Leich wie nach Böhme nur an seinem Gegenbilde, dem Bösen und dem Leiden, der Unruhe des Herzens, kennen. Aber noch einen weiteren Grund führt Leich dafür an, daß Gott uns notwendigerweise ein Dasein mit Leiden und allerhand Uebeln geben mußte. Band 2 Seite 112 sagt er: „Durch Leiden werden wir veranlaßt, die Mittel dagegen aufzusuchen, um sie abzuwenden. Dadurch werden wir Menschen, d. h. wir setzen unsere Denkkraft in Wirkung. Diesem folgt auch, daß wir unsere Leibeskräfte üben. Dann werden wir erst nützliche Geschöpfe; dann freuen wir uns, wenn unsere Bemühungen den gesuchten Nutzen haben; dann lernen wir erst den Wert des Guten schätzen, wenn wir es durch unser eigen Bemühen hervorgebracht haben.“

Nach der Meinung unseres Philosophen ist unser Leben, durchtränkt mit Uebeln und Leiden, „gleichsam die Schule, worinnen uns Gott zur Vollkommenheit bilden will“<sup>83)</sup> Nur durch Leiden, also durch alle möglichen Hindernisse und Widerstände, gelingt es uns, K u l t u r m e n s c h e n i m h ö c h s t e n S i n n e zu werden, wobei dem Wechsel zwischen Leid und Befriedigung die aufwärtsdrängende Bedeutung eines „regulierenden Prinzips“ zukommt.

Von dem hohen Ziele der Vollkommenheit sittlicher Kultur ist aber nach Leichs Ansicht die Menschheit auf der jetzigen Stufe ihrer Entwicklung noch weit entfernt. Doch verzagt er nicht. Ein gesunder Optimismus gibt ihm das Gefühl der Gewißheit: es geht aufwärts.

<sup>74)</sup> Band 2 Seite 110.

<sup>75)</sup> Band 2 Seite 110.

<sup>76)</sup> Band 2 Seite 110/111.

<sup>77)</sup> Band 2 Seite 112.

<sup>78)</sup> Band 2 Seite 113.

<sup>79)</sup> Band 2 Seite 113.

<sup>80)</sup> Band 2 Seite 110.

<sup>81)</sup> Band 1 Seite 110.

<sup>82)</sup> Neues Paul. Magazin Band 100, Seite 290: Beiträge zum Verständnis Jaf. Böhmes.

<sup>83)</sup> Band 2 Seite 113.

(Fortsetzung folgt.)